



Das Preuchschwert traf gut

Von Kurt Hinz

Am 6. November 1790 wurde in Rüstlin vor den Augen des gefangenen Kronprinzen Friedrich der preussische Leutnant von Ratte entpaukt. Nachfolgende Darstellung der Rüstliner Vorgänge an jenem Novembertage entnehmen wir dem demnächst im Verlage Julius Bels, Langensolza, erscheinenden Buche von Dr. Kurt Hinz: „Die preussische Lebenswende Friedrichs des Großen“.

Sonntag nachmittags über Rüstlin. Novemberrhimmel drückte auf den Dächern, Öffnen und Wässern. Still, ganz still schien der mächtige Strom in dem stillen Tal zu liegen. Eine blinde, in Glas erhaltene Fläche. Das einzige Schimmernde in all dem glanzlosen Grau. Wildgänse zieben. Man hört ihr Schreien, ohne sie in dem feinsten Dunst zu finden. Hinter dem Fenstergitter im Schloß steht einer mit bleichem Gesicht und groß aufgeworfenen Augen. Kronprinz Friedrich sucht in dem schüden Himmel die Flügel, die sich einem Ende und einer Freiheit entgegenstrecken. Sie tragen, ungeloben, seine wilde Sehnsucht in sich fort.

Zu gleicher Stunde rumpelt ein schmutzbestreuter Wieswagen einige Meter vom Schloß entfernt über die Dorfbrücke. Die Pferde sind schweißbedeckt. Dreißig Reiter traben hinterher. Kopf drückt das hörsamer Aufstrappen in den Tag. Da steht sich einer der Wageninsassen aus dem kleinen Fenster und blickt nach Westen, wo sich hinter Weiden und Pappeln die Weite des Stromes öffnet. Ueber sein Antlitz glebt rotes Feindes; denn gerade in diesem Augenblicke schieden sich für Sekunden die Wägen der Bruchpöhlen aus Seite, großer Glanz strömt über den ganzen Himmel, das Wasser ist lauter Gold. Die Hand des Fremden zittert, als sie in das überfließende Weissen deutet, aber seine Stimme ist strahlend: „Hier beginnt meine Gedenkszene aus Scheitern!“ Leutnant von Ratte weilt nicht, das sich ihm zum letzten Male das große Gesicht, das er so liebte, in aller Präzisionsfaltung zeigen wollte.

Der Himmel ist wieder erloschen, als Ratte über dem Berliner Tor in seiner Gefolge steht. Die undurchsichtige, kernlose Novemberrnacht bricht an. Die letzte Nacht. Sie zum Morgengrauen flackert die Kunde hinter dem kleinen Fenster. Wenige Stunden vorher hat sich nur ein von Schatz von hier entfernt, dort drüben im Schloß einer mit übermäßigem Gesicht über sein Talglicht gebend und es angestrichelt. Kronprinz Friedrich schlüft. Er weiß nicht, daß sein Freund beim in Reichweite sich zum letzten Gange rüstet.

Friedrich schließt nach kurzem Schlaf einpor. Hat es geklopft? Ja; wieder dröhnt das Pochen. „Königliche Hoheit, Sie müssen aufstehen!“ Dämmergrau ist die Felle. Es kann doch noch nicht 6 Uhr sein. Er wirft den braunen Gefängnistisch über. Als er die Tür öffnet, stehen der Kommandant und ein Offizier vor ihm, die Pösten salutieren. Friedrich sieht es an ihren Gesichtern, das Außergewöhnliche geschehen ist. Seine Knie zittern. Mit seiser, guiter Stimme verlangt der Kommandant: In wenigen Minuten soll hier vor dem Fenster Leutnant von Ratte entpaukt werden. Und während er noch berichtet, bemerkt er, wie sich das Antlitz des Kronprinzen zu erschauern beginnt, bis in die Ohrenschädel hinein. Friedrich lehnt am Türpfosten und sieht mit ihren Augen ins Leere. Es dauert lange, bis er die ganze Grausigkeit des väterlichen Vorhabens begriffen hat. Dann schreit er auf. Es ist ein langer, weher, am Ende nach unten gezogenen Schrei, wie der Schrei eines tobenden Tieres. Er steigt über seiner Brust und bebt. Er stammelt Worte zu sich selbst, zu Ratte, zum Vater. Es ist das erste

Mal, daß er zu Wort steht, inbrünstig mit gefalteten, stehend zum Fenster erhobenen Händen.

Reglos steht der Kommandant dabei. „Er möchte helfen, aber er kann doch nicht. Es ist ja Wahnsinn, was der Arme von ihm verlangt. Eine Giffassette zum König schicken: Der Prinz leidet wohl entpaukt werden; er läßt alles, biete seinen letzten Blutstropfen, nur Ratte solle leben bleiben! Es ist ja Wahnsinn. Der König wird doch bei seinem Befehl bleiben.“

Stille ist eingetreten. Keine erquickende, beruhigende, erlösende Stille. Der Prinz liegt da, ein zuckendes Hüpfen Unglück, ein braunes Kleiderbündel, die Hände verkrampft, rote Flecken im Gesicht. Und immerzu dieses erschütternde Aufschlagen vom tiefsten Grunde einer zu Tode getroffenen Seele her. Vor dem Fenster wird es laut. Eine Kutsche kommt angestumpft. Sie bringen den Sand, auf welchen in wenigen Minuten Ratte niederfallen soll, um den Todesgeschlag an empfangen. Friedrich springt auf. Er zornell, läuft gegen den Tisch, schßt gegen den Fensterreißer, blickt hinaus. Seine Augen find tot. Das eine Auge steht nach einer andern Richtung als das andere. Der Kommandant stellt sich hinter ihn, der Offizier folgt. Schon treten in langen Hängen die Soldaten an. Da steht der Fenster. Sein Mantel bläht wie eine rote Blume im Morgengraun. Er hat das lange Rüstschwert in den Sand gestochen und die Hände darauf gestützt. Friedrich sieht nichts, seine Augen find leer und tot.

Da kommt Bewegung in die Kolonne. Im Fardlofen der Ferne tauchen die schwarzen Falsare der beiden Wägen auf. In ihrer Mitte, in braunem Gefangenennam, wie Friedrich ihn selber trägt, fahret Kette. Er geht stils und aufrecht. Sein Gesicht ist ernst und still, wohlgeordnet die Perücke. Seine Augen finden die Fensterreißer ab. Da hat er die Gruppe erloscht. Er hebt zum Winke die Hand.

In Friedrich ist das Leben zurückgekehrt. Sein Antlitz flammt, seine Hände umkrampfen mit weichen Knöcheln das Holz. „Je vous demande mille pardons!“ Die helle Stimme überfließt sich und schneidet wie ein Messer in die Wogenfelle. Knig und ernst und weis kommt es zurück. „Monsieur, vous n'avez rien a me demander!“

Friedrich ist wieder weh geworden, abgleich die Worte des Fremdes in ihm weitertröten und seine Sinne weh und warm anweiden.

Jetzt wird das Urteil verlesen, nun tritt Ratte zu den Offizieren seines Regiments und reicht ihnen die Hand, er senkt das Haupt zum letzten priesterlichen Segen. Seine Hand hält

Rüstlin

Trommeln . . .
So gran kann ein Morgen sein?
Und so kurz ein letztes Gebe?
Der Tod wie der Schatten vom Pösten geht
Ruhlos über den Stein.

Trommeln . . .
Hell weht eine Schimmel vorm Tor.
Ernst harzt der König im Schloß
Auf den Woten. Wenn Ratte den Kopf verlor,
Nie jagte der wilder ein Noß.

Trommeln . . .
Wein Prinz! Ich lebe für Sie.
Ich herbe für Preuchens Ruhm.
Die Stünbe, da Ihr Herz um mich schrie,
Erfinde Ihr Königium.

Trommeln . . .
Und dröhnen durchs ganze Land.
Der Reiter flucht, doch der König stand.
Und Friedrich steht auf: ich dien!

Trommeln . . . in Ewigkeit.
Drauf lauscht im Anaben der Mann.
Und verknst der Preuch in Ewigkeit,
Der im Leid nicht stark werden kann!

—Herybert Menzel.

tert kaum, als er die Braut-
und sie von den Schültern schlingt aufstößt
Hände vom Kopf. Da liegt's. Nun noch die
im Sande. Eine weiße Kapplinde neben ihm
seine volle braune Daare. *Wacht! Er Au!*
Der nur die nächsten Umkleiden vernehmen
seine Gebotsworte: „Herr Jesu, nimm meinen
Geist an!“

Der Kronprinz am Fenster hat schon lange
nichts mehr gesehen und gehört. Er ist dem
Kommandanten ohnmächtig in die Arme ge-
fallen. Der Himmel hat sich seiner erhört
um ihn vor der Schand der Hürchenflucht
verschont.

Kommandant und Kapitän tragen den
Ohnmächtigen auf sein Lager. Da liegt er nun.
Schmal, unten weiß, mit eingefallenen Wangen.
Draußen vor dem Fenster ist in dieser Mi-
nute auch ein Körper, dort vornübergekauert
auf der Brust, hier auf dem Rücken, dort rot,
hier weiß. In beiden ist sein Leben mehr.
Das Nichtswort trat auf.

Die Offiziere bemühen sich um den Ohn-
mächtigen. Jetzt schlägt er die Augen auf. Er
ist irrt um sich. Er möchte die Augen wieder
schließen vor der hundertfachen Wirklichkeit und
weit weg sein. Aber schon steht er auf den
Füßen und taumelt halbtot zum Fenster. Kein
Schrei entringt sich seiner Brust, kein Schluch-
zen erschüttert ihn mehr. Er scheint gewöhnt
an sein Grausamkeit. Jetzt ist da, die Hände
um das Fensterbrett gekramt, stumm an
bleichem Stein erstarrt. Stunden um Stunden
steht er so, denn draußen liegt der Leidnand-
hausen liegt er. Ein schwarzes Tuch deckt ihn
ab. Dort sind die Füße, an der Kopf. Dort
zeichnen sich die Umrisse auf dem Tuch ab.
Zwei Grenadiere stehen breitbeinig mit ge-
schultertem Gewehr dabei. Aber sie drehen sich
den Rücken zu. Sie haben sich von dem Graus-
amen abgesondert. Ein anderer hält die Toten-
wache. Am Fenster des Schlosses steht er
Stunden um Stunden.

Am die Mittagsstunde erst ist eine
zweite Ohnmacht von dem Dient am Toten.
Aber nur für kurze Zeit. Er steht nun wieder
am Fenster, starr, stumm, Stunden um
Stunden.

Dann kommen Rührer Bürger, zwölf
Mann von der Schützengilde. Sie tragen einen
langen, schmalen Sarg. Der flache Deckel
klopft zu. Sie heben den unglückigen Kasten
auf die Schultern und führen schweigend die
verlornen Ueberreste Rattes mit sich fort.
Nur der Sand bleibt zurück. Der Kronprinz
steht am Fenster und hält Totenwache vor dem
blutbefleckten Sande, starr, stumm, Stunde
um Stunde.

Mehrmals ist der Warrer gekommen und
hat mit dem Prinzen zu reden versucht. Der
hat sich nicht mehr umgesehen. Er hört nicht
die Tür geben, hört nicht die weißen Worte.
Er hält Totenwache. Ein kalter November-
abend mit Feuchtheit und Nebel sinkt nieder.
Aber immer noch steht Friedrich am Fenster
und horcht in die Richtung des Sandhaufens,
welcher rot zu glänzen scheint. Bis ihm die
schmerzenden Augen zusammenfallen.

Mehrmals in der Nacht schreit er auf.
Kalt steht im Zimmer. Blut zinnt ihm vom
Kopf. „Kalt, wie heißt Du aus?“ Der Prinz
steht mitten im Zimmer und hält abgewandt
die Hände zur Tür. Dann gewöhnt er sich an
die Helligkeit und Wirklichkeit der stierenden
Nerze und wird ruhiger. Der König meint,
er habe mit Ratten genommen, ich sehe ihn
nicht in vor meinen Augen stehen! Wäre
schien er sich auf sein Lager zurück und macht
die Augen auf.

Aber er schläft nicht. Der Posten draußen
an der Tür tritt von seinem Platz an der Tür
weil zurück. Er kann das Stöhnen nicht mehr
ertragen.

Das früheste Morgengrauen findet
Friedrich wieder am Fenster. Seine Toten-
wache geht weiter. Als aber die Helligkeit
kommt und die Umrisse deutlicher werden,
wendet er sich um und klopft mit den Fäusten
an die Tür. „Bringt den Sand weg! Der Sand
muß weg ...“

Die Standarte der Brandenburgischen Husaren

Von Hubert Südekum

Jena und Querfurt! Der Troß des ge-
schlagenen preussischen Heeres macht sich ab-
wärts. Teile der zerstreuten Truppen treten
durch die Wälder, müde und verzweifelt su-
chen sie Anstalt an das abgehende Gros,
verleihen sich im bergigen Gelände und lassen
sich hinter ihnen den Himmel im Blick und
Feuergeschütz der brennenden Dorfschaften: ein
furchtbares Schauspiel für die Preußen, deren
Land nun dem Korken auf Gnade und Un-
gnade ausgeliefert ist.

Auf einer Anhöhe, nur wenig fern von
dem blutgetränkten Schlachtfeld, hält der Ma-
jor Salbern, der Kommandeur der Branden-
burgischen Husaren. Erst jetzt hängt ihm die
rote Wille von den Schultern, Schweiß triefend
aus seinem Gesicht: seine Jüde sind hart
und zwingend. Von seinem unruhigen Gaul
absteigend, blickt er auf beiden Seiten, und wenn
man einen flüchtigen Reiter sich herbeieilt
er ihn an: „Hierher! Wollt Ihr heran!“

Neben dem Kommandeur, dessen unbebe-
dendes, ergautes Haar wirrlich um den san-
ftigen Schädel flattert, hält ein junger Leut-
nant mit trübsen, finsternen Augen, dem
Alten aus dem Gesicht geschnitten: sein ein-
ziges Sohn, Standartenführer des Regiments.
Der rechte Arm, dem ein französischer Au-
rassier an Elle und Speide die Sehne ge-
trieben, ist mit durchbluteten Fäden umwickelt
und hängt in einer Schur schlaff vor der
verstaubten Welsche. Die gerötete Regimen-
tstandarte steht mit dem Schaftende in seinen
Stiefelfoß, das obere Ende hat er sich
mit einem Riemen um die Schulter binden
lassen. So hat er die linke Hand frei, um
den Gallas jäheln zu können.

Ein alter Wachtmeister ist noch da mit
rund um die Augen Husaren. Das Ge-
heiß der Welt vom Regiment zu sein, denn es fin-
det sich kein Mann mehr an. Da hallt von
der Straße her dumpfes Fehdergetrappel.
Wiese ertönen. Und nun dreht eine Kette
wischer Reiter im Galopp die Höhe hinan.

„Drauf!“ brüllt Major Salbern. „Die
Standarte sollen sie nicht haben, ohne sich
vorher die Schadel einzuweisen.“

Die Gänge prallen am Gang zusammen.
Waffen klirren, Schüsse dröhen, Geräusch
und wilde Flüche gellen auf. Hin und her wölgt
sich der Knäuel. Weiterlose Pferde fliehen
davon. Schreie mischen sich in den Lärm.

Worte!

Verwundete, Tote und Sterbende bedecken
den Gang. Eben aber hält noch das auszu-
menschmähene Haupt der Husaren die
flatternde Standarte über sich und weicht
nicht von verlorenen Posten.

Die Standarte! Die Standarte!

Als sich Staub und Pulverdampf bezogen
haben, sind die letzten Husaren selbstmord-
ausgebrohen und flüchten durch das Tal.

Dem Major ist dieser Weg verperrt. Er
reißt seinen Gaul herum, greift noch eben
den Gallas seines Sohnes beim Zaum, legt
die Sattelgabel und greift, jenseits dem
Gang hinab, gewinnt freies Geiß und hegt
weiter. Einer der Welfen bemerkt die Fäus-
chen, schreit und tobt, und schon fliehen
zwölf Stakissiere hintereinander: Die Standarte!
Die Standarte! Es wird eine furchtbare
Kampfschlacht um den Gallas. Um das Ge-
iß, talab, aber Höhen und Triften. Endlich
dunkelt weit hinten geradeaus Tannenwald
auf.

Der Kommandeur wendet sich im Sattel
um. „Hier, sechs zehn, zwölf — Junge, wenn
die Gänge durchhalten, schaffen wir's.“ Wel-
cher der Reiter, der lebende Det. Der Kom-
mandeur der Husaren, der Kommandeur, die
der Alte sich nochmals um: „Verdammt, sie

kommen auf. Sehe die Sporen ein, Junge!
Daß der Teufel ...“

Eine letzte Kraftanstrengung, die Tiere
dampfen und schäumen. Alle schäffen es
nicht, die Gänge find ausgepumpt. Es geht
zu Ende. Einer von uns muß aber durch.“

„Ja, Vater, Du!“

„Ja?“ — „Neb' nicht so bumm! Wenn's der
Weg am Walde zuleht, werse ich mich run-
und laufe zwischen sie. Du aber laßt weiter.“ Sie
strecken sich. Der Junge will fliehen, wo der
Vater bleibt. Der Alte mahnt, bittet, weist
darauf hin, daß der Sohn verwundet ist, nicht
kämpfen kann, daß er der letzte der Salbern ...
Nichts, der Junge will nicht. Da fährt der
Major auf: „Aber du kommst. Leutnant Salbern,
was hast du in Treue den Tag getragen?“

Die Standarte der Brandenburgischen
Leibhusaren.

„Leutnant Salbern“, des Alten Stimm-
wird melserschar, „die Standarte hast Ihr
bei Eurer Soldatenehre dem König von Preu-
ßen mit einem letzten Gruß von mir zu über-
bringen, verstanden?“

Da haben ich beide bis im Sattel und har-
ten auf einen langen, breiten Dornenwald, der
vor einem Wassergraben aufwächst. „Vogel
und Teufel, Junge, was ist das? Soll das
für uns beide das Ende sein?“

Wie sie dicht davor find, entdecken sie zur
Rechten einen schmalen Durchgang hinter dem
einen Busche über den Grenzgraben führt. Der
Alte fährt vor, wendet sich und fährt in wild
aufsteigender Freude, den breiten Säbel
schwingend: „So, ihr meinen Hunde, Dampfer-
ferie, immer heran!“ Und seinem Sohne ruft
er zu: „Vater und du!“ — „Dummer, lieber
Junge, was ist die Gräulichkeit, dem Vater und
Führer, daß er sich opfert für sein Kind und
für seine Fahne. Gott mit Dir, und grüße
mir den König!“ So erwartet er den Angriff
der Feinde.

Die Kufassier umkreisen ihn: ein junger
Mittelmeister fällt den Alten an. Die Klingen
bigen, heftigste wehrt der Major ab. Zeit
will er gewinnen. Nun ist der Fußsack hinter
sich verpackt — der Sohn gerettet. Stumpf
sinkt der Alte nun im Sattel zusammen. Er
ist so müde, so grenzenlos müde. Sinnlos er-
scheint ihm jetzt alles. Warum war das eben,
warum?

Da dröhnen Wirtenschnellen. Wie Stöße
geht es ihm durch die Brust. Warm, eifrig und
doch: mehr, mehr! Dampfschiff, Dampfschiff, Ver-
dammern. Seliges Nichts ...

Blankam ruht der schwere Körper aus
dem Sattel. Soldatenlos! Heute bit, morgen
mit.

Der Leutnant Salbern aber ist weit. Er
wird die Standarte der Brandenburgischen
Husaren seinem König bringen und von einem
würdigen Kommandeur berichten, der sich
freudig für Fahne und Sohn opferte.

In der Schlacht bei Zorndorf

In der Schlacht bei Zorndorf kommandierte
der berühmte preussische General v. Siedlitz
den linken Flügel der Kavallerie. Nach dem
ersten Angriff blieb er stehen, um einen besse-
ren Augenblick abzuwarten.

Friedrich der Große, der sich auf dem rech-
ten Flügel befand, ließ ihm einige Male befehlen,
anzugreifen und am Ende hinzuzufügen:
daß er, wenn die Sache nicht gut ausfiele, mit
dem Kopf dasitzen lassen müßte.

Der unerschrockene Siedlitz ließ ihm ant-
worten:

„Nach der Schlacht steht Eurer Majestät
mein Kopf zu Gefeh, aber während derselben
brauche ich ihn höchst notwendig!“

Unterm Birnbaum

Bon Theodor Fontane

In Jechin steht an der Straße nach Genfmar ein Fachwerkhäus, das jeden Fremden, der in das alte reizvolle Dörfchen kommt, wegen seiner Mächtigkei auffällt. Es ist ein ehemaliger Gasthof, in welchem Theodor Fontanes Erzählung „Unter Birnbäumen“ sich abspielte. Die Erzählung hat, wie die ältesten Regnier bezeugen, einen wahren Sintergrund. Wir geben hier das Hauptgeschehen der Fontane-Geschichte wieder:

Es war Ende November, als an einem nachtalen Abende der von der Krakauer Firma angekündigte Reisende von Großsieds Galtshof vorfuhr. Er kam von Kistritz in und hatte sich um ein paar Stunden verspätet, weil die vom Regen aufgeweichten Bruchwege beinaß unpassehrbar gewesen waren, am meisten im Dorfe selbst. Noch die letzten dreihundert Schritt von der Dreifßchen Windmühle her hatten er gut Zeit gekostet, weil das scharfe Eis die Räder des Fuhrwerks so sehr antrab, daß er nicht weiter wollte. Jetzt aber hielt der Reisende vor der Latentür, durch deren trübe Scheiben ein Lichtschein auf den Damm fiel, und knipste mit der Peitsche.

„Galloh, Wirtschaft!“

Eine Weile verging, ohne daß wer kam. Endlich erschien der Ladjunge, lief aber, als er den Tritt heruntergeklappt hatte, gleich wieder weg, weil er den Knecht, den Jakob, rufen wollte."

Und jetzt erschien auch Jakob, der den Reisenden schon von früher her kannte.

„Gott, Herr Szulski, bi so'n Wetter! Un so 'ne Weg! I, doa kümmt kee Düwel nich.“
„Aber ich,“ lachte Szulski.

„Aber ich," lachte Szulski.

„Joa, blot Ge, Herr Schulst. Na, nu geihen's man in de Stuw'. Un dat Fellsen besorg' id. Un will ook glichs en beten wat inbötten. Jä weet joa: de Giebelstuw', de geeste, de noah de Regelboahn to.“

Während er noch so sprach, hatte Jakob den Koffer auf die Schulter genommen und ging, dem Reisenden voraus, auf die Treppe zu; als er aber sah, daß Szulski, statt nach links hin in den Laden, nach rechts hin in das Grabschneider'sche Wohnzimmer eintreten wollte, wandt' er sich wieder und sagte: „Nei, nich doa, Herr Szulski. Grabschneider is in de Wientstuw . . . Se weeten joa.“

„Sind denn Gäste da?“

„Versteicht sich. Wat arme Lüüd' sinn, na, de
blyeven to Huus, awers Oll-Kunike kümmt,
un denn kümmt Orth oof. Un wenn Orth
kümmt, denn kümmt oof Quaes un Miel:
Geihen's man in. Se tempeln all wedder.“

Eine Stunde später war der Reisende, Herr Zuluski, der eigentlich ein einfacher Schulz aus Preußen in Oberschlesien war und den National-Polen erst mit dem polnischen Samtrock samt Schnüren und Knebelköpfen angezogen hatte, der Mittelpunkt der kleinen, auch heute wieder in der Weinstube versammelten Tafelrunde.

So ging es jegend bis Mitternacht. Der
Fährgegnen mochnende Kunde wollte noch
bleiben und machte späte Reden, daß Gustav
er schon ein paarmal zum Ausbruch gemahnt
zu milde sei. Der aber ließ sich weder durch
Spott noch gute Worte länger zurück halten:
„er milde mochnen um neun in Frankfurt sein“.
Und damit nahm er den bereitstehenden Leut-
ner, um in seine Gießelstube hinaufzusteigen.
Nur als er die Thürlein schon in der Hand
hatte, wußte er sich noch einmal um und sagte
hinter sich: „ich bin um vier Uhr, sechs Uhr,
um fünf muß ich weg. Und verzeih ich, Raffen!
Guten Abend, ihr Herren. Allerlei wohl zu
ruhen!“

Auch die Bauern gingen; ein starker Regen fiel, und alle stiegen über das scheinlichste Wetter. Aber keine Stunde mehr, so schlug es ein, der Regen fiel nach, und ein bestiger Wind. Es regnete so stark, daß jeder Fuß den Boden nicht festhielt, und die Menschen wurden wie Pflastersteine auf dem Wasser. Die Bauern gingen, und die Kinder, die die Straße entlang liefen, wurden von den Regentropfen getroffen, die auf ihre Köpfe fielen. Die Bauern gingen, und die Kinder, die die Straße entlang liefen, wurden von den Regentropfen getroffen, die auf ihre Köpfe fielen. Die Bauern gingen, und die Kinder, die die Straße entlang liefen, wurden von den Regentropfen getroffen, die auf ihre Köpfe fielen.

„Dat's joa grood, as ob de Bäs fimmte,“
sagte die Alte und richtete sich in die Höhe, um
zu sehen, ob sie aufsteigen wollte. Das Herausklettern
aus dem hochgestellten Bett aber schien ihr zu
viel Kräfte zu machen, und so klopfte sie nur
mit der Hand auf das Kissen, um sich wieder
zu beruhigen. „Du klopst wieder auf und verurtheilst
mich zu schafen. Freilich umsonst. Und so stand
sie stöhnend da, bis sie endlich aufstand und
sich stöhnend auf den Boden setzte. „Ich bin
schieflich doch auf und tappte sich zu dem
Bord hin, um hier an einem bühnen Mitten-
stück einen Schwefelofen und dann das Licht
anzuzünden. Zugleich warf sie reichlich Kien-
holz auf.“

Das Licht und die Wärme taaten ihr wohl,
und als es ein paar Minuten später in dem
immer bereit stehenden Asestöpfe zu dampfen
und zu brodeln anfing, hotte sie neben dem
Herde nieder und dergah über ihrem Belagten
in einem Sturz, der draußen heulte. Mit einem
Male aber gab es einen Crash, als brüche was
zusammen, ein Baum oder ein Strauchwerk,
das ganz feie denn mit dem Licht aus Fenster-
und weil das Licht hier blendete, vom
Fenster her in die Küche, wo sie den oberen
Eckbänken nach aufstach, um zu sehen, was es
ist. Nüchtern, ein Teil des Gartenzasungs
umgeworfen, und als sie das niedergelegte
Licht nach links hin bis an das Regalbänken
verfolgte, sah sie, zwischen den Pfloten her
Martheinsine hinüber, daß ein Oelstein
auf den Boden gefallen war, und daß er mal
her, mal da, so daß sie nicht mehr sehen konnte,
wenn es kam, ob aus dem Kellerloch oder aus
dem dicht darüber gelegenen Fenster der Wein-
kühle.

„Mien Gott, fupen se noch?“ fragte die Schwester vor sich hin. Eine Weile stand sie so, wie sie war, als sie sich schon zurückziehen wollte, und rüßte plötzlich die Gartentür aufstiegen und drängte selbst in der Türöffnung erscheinen. Ein etwas Dünftes, das er schon vorher hergengelacht haben mußte, lag neben ihm. Was war es? Eine Trübe? Nein. Dazu war es nicht lang genug. Oder ein Korb, eine Kiste? Nein, auch das nicht.

„Wat he man heit?“ murmelte sie vor sich

Über ehe sie sich, aus ihren Mutmaßungen heraus, ihre Frage noch beantworten konnte, sah sie, wie der ihr aus Minuten aus den Augen gefommene Grabstein von der Thür herein den Garten trat und, mit einem Spaten in der Hand, rasch auf den Birnbaum auftritt. Hier ergoß er eifrig und mit flüchtiger Hast und umhete schon ein gut Theil Erde herausgeworfen haben, als er mit einem Male das Graben aufgab und sich aufs neue nach allen Seiten umsah.

„Wat he man hett?“ wiederholte sie.

Dann sah sie, daß er das Loch wieder zuhüllte. Noch einen Augenblick, und die Gardentür schloß sich, und alles war wieder dunkel.

„Sm,“ brummte die Fische. „Dat's joa
inoah, as ob he een' abmurkst hatt'. Na, so
ull wehrd et joa woll nich sinn . . . Nei, nei,
enn wiht dat Licht nich. Awers id tru em
ich.“

Und damit ging sie wieder bis an ihr Bett und kletterte hinein.

Aber ein rechter Schlaf wollt' ihr nicht mehr kommen, und in ihrem halbawachen Zustande sah sie beständig das Klimmern im

Kellerloch und dann den Pichtschein, der in den Garten fiel, und dann wieder Gradsched, wie er unter dem Baume stand und grub.

Um vier Uhr fiel der Anacht die Stille ein, um Zerkai zu wecken. Er fand aber die Stuben verschlossen, weshalb er sich begnügte, zu klopfen und durch das Schließloch hineinzurufen: „Es vier, Herr Zerkai; stehn's upp.“ Er hörte noch eine Weile hinein, und als alles ruhig blieb, rief er an der klapprigen Thürkline hin und her und wiederholte: „Stein's upp, Herr Zerkai, es Abel'st!“ Und nach einem Augenblick trat er wieder heraus und durch den Boden in die Küche, mo die Magd, noch halb verschlafen, am Herde stand und Feuer machte.

„Na, Maleken, wot all rut? Wat seggst du dato? Klock vieren. Is doch Menschenschinner. Worümm nich um söss? Um söss wihr wot noch Tid. Na, nu köch' uns man en beten wat mit.“

Und damit wollte er von der Küche her in den Hof hinaus. Aber der Wind riß ihm die Thür aus der Hand und schlug sie mit Gefach wieder zu.

„Jott, Jakob, id hebb mi so verfiert. Dat
känn joa 'nen Doden uppwecken.“

„Gall oof, Male. He hett joa 'nen Doden-
loap. Nu wahr he woll uppstahn.“

Eine halbe Stunde später hielt der Einpänner vor der Haustür, und Jakob, dem die Hände vom Leinehalten schon ganz klamm waren, sah ungeduldig in den Haussflur hinein, ob der Reisende immer noch nicht komme.

Der aber war immer noch nicht zu sehen, und statt seiner erschien Gradschek und sagte: „Geh hinaus, Jakob, und sieh mal nach, was es ist. Er ist am Ende wieder eingeschlafen. Und sag' ihm auch, sein Kaffee würde halt . . . Aber nein, laß nur; bleib. Er wird schon kommen.“

Und richtig, er kam auch und flog, während Gradbach so sprach, gerade die nicht allzuhohe Treppe herunter. Diese lag noch in Dunkelheit, aber ein Lichtschein vom Boden her ließ die Gestalt des Fremden doch einigermaßen deutlich erkennen. Er hielt sich am Geländer fest und ging mit besonderer Langsamkeit und Vorsicht, als ob ihm der große Pfalz unheimlich und befremdlich sei. Nun aber war er unten, und Jakob, der alles neuerdings verfolgte, was vorging, sah, wie Gradbach auf ihn zukam und ihn mit vieler Artigkeit vom Flur her in die Wohnstube hinein komplementierte, wo der Rastee schon seit einer Viertelstunde wartete.

„Na, nu wahrst ei joa woi miß'n!“ tröstete sich der draußen immer ungeduldiger Werdende. „Kümmt Fied, kümmt Roat.“ Und wirklich, die fünf Minuten um waren, erschien das Paar wieder auf dem Thor und trat von diesem her auf die Straße, wo der verbindliche Gedächtnis nimmehr rasch auf den Wagen zu- schritt und den Tritt herunter ließ, während der Reisende, trotzdem ihm die Belästigung tief genug im Gesicht saß, auch noch den Kragen einer Wollschürze in die Höhe klappte.

„Das ist recht," sagte Grabsched. „Besser bewahrt, als beklagt. Und nun mach schlief, Jakob und hole den Koffer!"

Dieser tat auch, wie befohlen, und als er mit dem Mantelfack wieder unten war, sah der Reisende schon im Wagen und hatte den von ihm als Trinkgeld bestimmten Gulden vor sich auf das Frühstückstisch gelegt.

Ohne etwas zu sagen, wies er darauf hin und nicht nur, als Jakob sich beante. Dann nahm er die Keine ziemlich ungefickt in die Hand, woran wohl die arden Pelzhausschuhe schuld sein mochten und fuhr auf das Drtsche Gschft und die schattenhaft am Dorfausange liegende Mhle au. Diefz ging nicht. Der Wind wehte zu heftig.

Gradschütz sah dem auf schlechtem Wege langsam sich fortbewegenden Fuhrwerk eine Weile nach, sein Kopf war unbedeckt, und sein spärlich blondes Haar flog ihm um die Stirn. Es war aber, als ob die Kälhlung ihn erquickte. Als er wieder in den Fluß trat, fand er Jakob, der sich das Guldenthiel anfaß.

„Gefällt dir wohl? Einen Gutschein gibst nicht jeder. Ein feiner Herr.“
„Der soll wohl sien. Aines wortumde he man jo still wihr? He seggte joa keen Wuhrt nieh.“

„Nein, er hatte wohl noch nicht ausgesprochen.“
„Lachst Du bräutigam.“ „Ja ja erst nicht.“
„Verschleiht sich. Also sein red' ist oich nich weel.“

Der Wind hielt an, aber der Himmel strahlte sich, und bei hellem Sonnenschein fuhr um Mittag ein Tagewagen vor dem Schöner Gasthause vor. Es war der Friedricksauer Amstator; Trafseiner Rapphengste, der Rutscher in Livree. Bräutigam erschien in der Densitir und grüßte respektvoll, sehr devot.

„Tag lieber Bräutigam! bringen Sie mir einen Kist' oder lieber gleich zwei; mein Kustifer wird auch nichts dängen haben. Nicht wahr, Johann? Eine wahre Dumbefälle. Und dabei diebe Sonne.“

Bräutigam verbeugte sich und rief in den Boden hinein: „Zwei Hefferrins, Wo; rasch!“ und wandte sich dann mit der Frage zurück, womit er sonst noch dienen könne?

„Mir ist nichts, lieber Bräutigam, aber anderen Dienten. Der wenigstens der Dörigkeit. Da liegt ein Fußwerk, unten in der Dör, wahrscheinlich legehafener und in der Dunkelheit vom Damm schillert.“

„Wo, Herr Amstator?“
„Der gleich. Keine tausend Schritt hinter Dörth Mühle.“

„Gott im Himmel, ist es möglich! Aber wollen der Herr Amstator nicht bei Schulte Woyalsch mit vorbeibringen?“

„Kann nicht, Bräutigam; ist mir zu sehr aus der Milt. Der Reimeiner Graf erwartet mich und habe mich schon verspätet. Und zu helfen ist obenhin nicht mehr, so viel hab' ich gesehen. Aber alles muß doch seinen Schick haben, auch Tod und Unglück. Adieu.“

„Vorwärts!“
Und damit ging der Herr Amstator ein Riep auf die Schulter, der seine Trafseiner wieder untertrieb und wenigstens einen Versuch machte, daß der grundlosen Wege das Veräurme nach Möglichkeit wieder einzubringen.

Dom Schulengericht in Borkow

Im Jahre 1572 war der Beschlusstag in Jorkow gestorben, und da männliche Nachkommen nicht waren, fiel das Schulengericht an die Rehrerren, das heißt an den Rat der Stadt Landsberg, juristisch. „Die Schulengemeinde“ und ihre fünf Töchter wurden durch E. E. (Einen Erbhörten) Rat mit E. E. „ausgescheuert“; jede Tochter erhielt vier Schock (Groschen), der Witwe kamte man eine andere Wohnung für 2 Schock. Weiter, als das Trauerjahr verlossen war, machte der Rat der he wichtigsten bei seinen Dorfsreihen als tüchtige Ehefrau und Wirten kennen gelernt hatte, den Heiratsvermittler fien he; denn der Gromist weih zu beiraten. „Nachmal hat man gehoffen, daß sie in Schulengemeinde in Borkow worden. Da hat man ihr auch 2 Schock zur Hochzeit geben.“ Das Beschlusstagelager zu Borkow aber wurde 1573 für 1000 Taler maßlicher Währung wieder verkauft an einen Bauer aus Rehrerren, den Rat. „Die Schulengemeinde.“ Als Solowich ließ der Rat beim Witte „das Schulengericht“, vier Kisten, zwei Pfüße und zwei Koffen, die wahrscheinlich an dem Beschlusstagelager Diente zu fassen hatten. Diese Familie ist jahrelang unter dem Namen des Gutes geschrieben. 1608 nennt der Landreiter in seinem Bericht an den Kursfürsten den Schulgen Dänke. In der „Klassifikation“ 1718 wird Martin Dönigke erwähnt. Aus den Jahren 1745 bis 1750 wird berichtet, daß im Magistratsarchiv von einem Streit zwischen dem Schulgen Valsfahar Doemigke (man bezieht die allmähliche Veränderung des Namens) und der Gemeinde des Fischmanns wegen. Bei der Vermahlung des Dorfes an Beginn der Friederichsauer Konsolidation wird der Name Dänke geschrieben.

Auf dem Dorfsriedhof . . .

Auf dem Dorfsriedhof, ganz hinten in der Ecke, ist ein verwahrloster Grabstein.

Der Lehrer hat den Kindern erzählt, daß eine Frau dort schlief, die vor vielen Jahren, als der große Krieg über Deutschland dahinzog, dem Dorf viel Gutes getan hat.

Hundert Menschen hat sie täglich gespeist. Zu den Kranken ist sie gegangen, in die Häuser zerfallenen Häuser, zu den Wehrlosen, die keiner Pflege mochte.

Und eines Tages war sie tot, die gute Frau.

Sie haben sie ins Grab gelegt, und eine Steinleiste kam darauf, zeigend das milde Antlitz der guten Frau.

Schnee und Regen haben das Bild verwischt.

Blumen wuchern um das Grab, Vergißmeinnicht, Goldlack, Reseden . . .

„Der Rosenhof aber“, so hat der alte Lehrer den Kindern erzählt, „der auf dem Grab wächst, hat seine Wurzeln im Herzen der Frau Ursula . . .“

Ja, der alte Lehrer kann schon erzählen, und mancher, der aus dem Dorfe hinausgegangen ist, trägt seine Worte wie ein warmes Licht in seinem Innern.

Und manchmal, wenn weit, weit in fremden Ländern, einer aus dem Dorfe recht traurig ist, dann träumt er eines Nachts von dem Rosenhof, der seine Wurzeln hat im Boden der Heimat, im Herzen der Frau Ursula, und dann wacht er auf, und alles Leid ist wie ausgelöst, und er hat eine große Sehnsucht nach Hause, die große Sehnsucht, die wir Heimweh nennen . . .

Hans Gärgen.

Feldsteinmauern

Von jeder wurden Burgruinen, verfallene Kirchen und alte Mauern mit Vorliebe als Steinbruch für Neubauten benutzt. Es sind solche Gänge bekannt, in denen die Bauern eines Dorfes eine denachbarte Burg oder eine verlassene Kapelle bis auf den letzten Stein als Baumaterial verwendet haben, was um so verlockender war, als es sich hier fast immer um hochwertiges und gut ausgerichtetes Steinmaterial handelte. Unschätzbare künstlerische und geschichtliche Werte sind auf diese Weise vernichtet worden. Heute macht die staatliche Denkmalspflege darüber, daß der größte Schaden an diesem Gebiet vernichtet wird und daß der uns überlieferte Bestand an historischen Baudenkmälern möglichst ungeschmälert und unverändert unserem Volke erhalten bleibt.

Daß bei der Menge der Objekte die Überlieferung gerade über die kleineren und unscheinbaren Bauten nur sehr schwer zu machen ist, ist klar. Besonders entgehen Kulturdenkmäler, die keinen ausgesprochenen Kunstwert besitzen, gar zu leicht der Kontrolle. Es sei hier beispielsweise auf die zahllosen alten Feldsteinmauern hingewiesen, die als schwärzige Bäume die Gutsgründe, Friedhöfe und Äcker unseres Landes vielfach noch umziehen. Diese mauerartigen, altertümlichen Findlingsmauern, die im Grunde unserer Dörfer und unserer Heideflächen landschaft eine wertvolle Rolle spielen, sind heute besonders gefährdet. Da müßte man eine vielfach schätzbar gewordene alte Mauer, die man sonst wohl ausgespart hätte, jetzt ganz beseitigen. Abbruch des alten Hauses und Errichtung eines neuen, sowie die Herstellung und Befestigung neuer wertvollen gegen manchem Volksgenossen ist eine Zeit Arbeit und Brot, und das abgebrochene Material ist außerdem noch anderweitig zu verwerten.

Diese Überlegung ist zweifellos richtig, aber eine solche Arbeitsbeschäftigung ist zu teuer, und auch nicht dem Bedürfnis entsprechend, und unerheblich Volksgutes. Eine neue Ziegelfeldmauer — womöglich mit einer

Scherbenkrone — oder ein eiserter Baum — womöglich mit Stachelstahldraht — vermögen niemals eine alte Feldsteinmauer zu ersetzen. Selbst der einwandfreiesten neuen Bauweise steht es meistens an Charakter, an Wärme, an Stimmungswerten, steht es in jedem Falle an geschichtlicher Verwurzelung — also an Dingen, die uns ein solches Ständchen Menschentum besonders aus dem Herzen lassen. Die Zeiten sind vorüber, in denen man das Neue auch für das unbedingt Bessere hielt. Wir haben heute ganz klar die hohen Werte erkannt — die historischen, die künstlerischen und die gesellschaftlich-ethischen —, die in den von unseren Vorfahren überlieferten Dingen liegen, und müssen daher alles daran setzen, diese Güter zu bewahren und zu pflegen.

Drum schenkt die schönen alten Feldsteinmauern, wo sie noch vorhanden sind, sie sind wertvolle Denkmäler unseres völkischen Lebens. Sonst für ihre sorgfältige Erhaltung und frucht End an ihrer Altersgrube, naturverbundenen Schönheit. In Zweifelsfällen steht der Provinzialkonservator mit seinem Räte zur Verfügung.

Herblicher See

Son Franz Lüdtko

Ich hab den kleinen Märchenfee so lieb!
Wie da die wilden Gänge drüber fliegen,
Wie sich im Wind die Ufermeiden legen!
Mit Sonnengold und Himmelsschnee schwebt
Der gute Herrgott auf die blauen Wellen.
Mit eigener Hand sein schönstes Herbstgeheimnis.
Die schwarzen Tannen lauschen ihm; die hellen
Jungbrüder lächeln froh ins Abendlicht.
Ein rotes Flammen blüht im Geste,
Die Herbstschnee flüstern. Der kleine
Summt noch die schlagenden die Herrgottswelle.

Der milde Tag. In Purpur glüht der Welt . . .
Wo ist die Sonne blies? Ihr letztes Spiegel
Erhellt aus dem Nebel in den bunten
Das Herbstgeheimnis verfliegt, verstimmt, ver-

stirbt wie die Welt. Auf großen, grauen
Hügeln
Seht lautosch sich ein Eulenschwarm zur Nacht.
Kein Wellenspiel, kein Rauschen mehr in
Bäumen . . .

Der kleine Märchenfee beginnt sein Träumen —
Der Herrgott wacht . . .

Wien Heimoabs-Sproat

(Bon'n alten Altmärker, 4. November 1874).

Wien Heimoabsproat, wat bistu bist!
Mit schätzst du frumm an' Wob!
Du staukst as wie 'ne Pilskeißel
un broust'it as wie 'nen Quor —

Kein Schaperpiep he' simpler Klang,
as diene schätzte Weh!
kein Orgel höherhörn'ig Gesang,
kein Rert so'n deep Geseid —

Hör'ig ein Wurd, een winstig ma,
as diene schätzte Dart,
strats tümm mit so'nen Heimele an,
as wier'ig' wirt bewoart.

Inhalt:
Bilder, Gebiet von Franz Lüdtko.
Die Landkarte der Brandenburgischen Gutsarten. Von
Hubert Siedel.
In der Schlacht bei Jorndorf.
Historische Beschreibung der Gutsarten. Von
Sohn Schulengericht in Borkow.
Auf dem Dorfsriedhof. Von Hans Gärgen.
Feldsteinmauern.
Herblicher See. Gebiet von Franz Lüdtko.
Wien Heimoabs-Sproat. Bon'n alten Altmärker.

Schiffelung: P. Dahn 8.